

(Nachdruck verboten.)

4)

## Cressy.

Roman von Bret Harke.

Cressy hatte die Hände hinter sich auf einen Tisch gestützt und lehnte sich dagegen, während sie die Spitze ihres zierlichen Stiefels betrachtete, der unter dem Saum ihres Kleides einen kleinen Halbkreis beschrieb. Ihre halb trohige, halb nachlässige Stellung ließ die vollen Linien ihrer Brust mehr hervortreten. Der Lehrer bemerkte das und wurde noch etwas strenger.

„Dann soll das also für permanent sein?“ fragte er kühl.

„Was ist das?“ forschte Cressy.

„Dann wollen Sie also regelmäßig zur Schule kommen?“ wiederholte der Lehrer kurz, „oder ist das nur für ein paar Tage — bis —“

„Ach,“ sagte Cressy voll Verständnis und richtete die blauen Augen voll auf ihn, „Sie meinen das. Ach, das ist vorbei. Ja,“ fügte sie verächtlich hinzu und beschrieb einen größeren Halbkreis mit ihrem Fuß, „das ist alle — seit drei Wochen.“

„Und Seth Davis — kommt der auch wieder?“

„Der!“ Sie ließ ein leichtes Lachen hören. „Ich denk' nicht. Wenigstens nicht, so lange ich hier bin.“ Sie hatte auf dem Tisch eine sitzende Stellung eingenommen und ließ ihre kleinen Füße herunterbaumeln. Plötzlich klappte sie mit den Händen zusammen und sprang auf. „Ist das alles?“ fragte sie.

„Ja.“

„Kann ich nun gehen?“

„Ja.“

Sie legte ihre Bücher zusammen, zauderte aber noch einen Moment.

„Es ist Ihnen doch gut gegangen?“ fragte sie mit flüchtiger Höflichkeit.

„Danke — ja.“

„Sie sehen recht wohl aus.“

In wiegendem Gange, wie er den Mädchen des Südens eigen, schritt sie zur Thür und öffnete sie, dann stürzte sie plötzlich auf Octavia Dean zu, drehte sie ein paarmal im Kreise und raste mit ihr davon; einen Moment später erschien sie Arm in Arm mit jener auf dem Spielplatz, ohne die kleineren Kinder der Beachtung zu würdigen.

Als am Nachmittag die Schule geschlossen war und der Lehrer zurückblieb, um mit Rupert Filgen die Aufgaben für Dunkel Ben durchzugehen, forschte der reizbare Adonis:

„Kommt Cressy die Kinstry nun alle Tage, Herr Ford?“

„Ja, entgegnete der Lehrer trocken. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Warum fragst Du?“

Ruperts Locken hingen mißvergüht auf die Stirn herab. „Nun, es ist jaust nicht angenehm, sie wieder zu sehen, gerade wenn man denkt, man ist sie los mitsamt ihrem Schatz, und ausstaffiert, wie wenn sie eben von der Schneiderin kam.“

„Du solltest mit Deinem persönlichen Mißfallen zurückhalten, Rupert, und nicht so von einer Mitschülerin reden, die überdies eine junge Dame ist,“ wies ihn der Lehrer zurecht.

„Der Wald ist voll von solchen Mitschülerinnen und solchen jungen Damen, wenn einer sie jagen will,“ meinte Rupert bedeutungsvoll. „Hätt' ich gewußt, daß sie wiederkommt, ich hätt' —“ er hielt inne und ballte die sonnenverbraunte Faust, „ich hätt' —“

„Was?“ fragte der Lehrer scharf.

„Ich hätt' die Schul' geschwänzt, bis ihr die Schul' langweilig geworden wär'. Es hätt' nicht lang' gedauert,“ fügte er mit unterdrücktem Kirchern hinzu.

„Schon gut,“ schnitt der Lehrer ihm die Rede ab. „Für jetzt sollst Du Deine Pflicht thun und Onkel Ben zeigen, daß Du mehr bist als ein dummer Schuljunge, sonst,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu, „könnte ihm und mir unser Abkommen leid werden. Sorge dafür, daß ihr beide etwas vor Euch gebracht habe, wenn ich zurückkomme.“

Er nahm seinen Hut von dem Nagel und verließ, einem plötzlichen Entschluß folgend, die Schulstube, um sich zu

Cressys Eltern zu begeben. Er wußte noch nicht genau, was er sagen würde, allein seiner Gewohnheit gemäß verließ er sich darauf, daß ihm der Moment schon das Richtige eingeben werde. Im schlimmsten Falle konnte er eine Stelle aufgeben, welche, wie es schien, mehr Takt und Zartgefühl erforderte, als er damit vereinbar hielt, und er mußte sich gestehen, daß seine augenblickliche Beschäftigung — eine zeitweilige Aushilfe für einen armen, aber wohlgebildeten jungen Mann von zwanzig Jahren — ihn dem Ziel seiner täglichen Träume kaum näher bringen werde. Denn Herr Hans Ford war ein junger Pilger, der sein Glück in Kalifornien gesucht hatte und der so ungenügend ausgerüstet war, daß er nicht einmal Verwandte und gute Freunde besaß. Das erstrebte Glück war ihm bereits in San Francisco aus dem Wege gegangen, hatte allem Anschein nach in Sacramento seiner nicht geharrt und schien nun in Indianerbrunn gar nicht vorhanden. Trotz alledem zündete er sich eine Cigarre an, als er das Schulhaus aus den Augen verloren hatte, steckte die Hände in die Taschen und schlenderte mit der Sorglosigkeit der Jugend dahin, der nichts unmöglich ist.

Die Kinder waren bereits ebenso schnell und geheimnisvoll wieder verschwunden, wie sie gekommen. Zwischen ihm und dem zerstreut liegenden Dorfe Indianerbrunn erschien die Landschaft stumm und bewegungslos. Die bewaldete Anhöhe, auf welcher das Schulhaus stand, senkte sich eine halbe Meile weiter nach dem Flusse hinab, an dessen Ufern der Ort, von hier gesehen, wie unregelmäßig hingestreut oder in der Eile zusammengeworfen, wie von einer Sturmflut dort abgesetzt erschien — das Kosmopolitan-Hotel war gegen die Baptistenkirche getrieben und hatte zwei Kneipen und eine Schmiede mit sich gerissen, während das Gerichtsgebäude in einsamer Pracht auf einer eine halbe Meile entfernten wüsten Stelle gestrandet war. Der dazwischen liegende Raum erschien noch durchwühlt von den Werkzeugen früherer Goldgräber.

Herr Ford empfand keine besondere Sympathie für diese traurigen Zeugen vergeblicher Bemühungen — das Glück, das er suchte, schien nicht in der Richtung zu liegen — und sein Auge wandte sich schnell darüber hinweg zu den waldigen Bergen jenseits des Flusses, die so nah und doch so ehrwürdig erschienen, oder wieder zurück auf den Pfad, den er längs des Hügels verfolgte. Hier war der halbwillige Charakter noch unverkennbar trotz der einzelnen vor dem Ort liegenden Bohnhäuser und der paar ferneren Farmen oder Ranchos. Das Land um die Häuser war noch mit Unterholz bedeckt; Wälder und Bergtäler streiften noch bis zu den rohen Zäunen der Ranchos; die letzte Geschichte des kleinen Snyder war keineswegs unwahrscheinlich oder beispiellos.

Eine leichte Brise strich über den heißen Boden und verwehte die Blätter des Waldes rundherum in lebhafter Bewegung. Der flimmernde Sonnenschein und der zitternde Schatten des bewegten Laubes spannen ein phantastisches Netz um den Dahinwandelnden. Der scharfe Duft der Waldkräuter, die seinen Schülern bekannt waren und die gewissenhaft in ihren Schulbüchern aufbewahrt oder als Weihgabe an der Schwelle des Schulhauses niedergelegt wurden, erinnerte ihn an die urwüchsige Einfachheit und die köstliche Wildheit des kleinen Tempels, welchen er soeben verlassen hatte. Selbst der pfiffige Blick flüchtiger Eichhörnchen und das feuchte Auge zutraulicher Kaninchen ließen ihn seiner kleinen Lagediebe gedenken. Die Wälder atmeten die Freiheit, die er hier stets gekannt hatte — hier in dem köstlichen, schlichten Zufluchtsort, dessen Ruhe nun eine so lächerliche Störung erlitt.

Ein Wechsel des Gefühls, wie er seinem Charakter eigen war, ließ ihn auf einmal zögern; warum sollte er sich überhaupt dieses Mädchens wegen plagen? Warum nicht die Sache ruhig hinnehmen, wie sein Vorgänger es gethan? War es notwendig, sie unverträglich zu finden mit seinen Ansichten von der Pflicht gegen seine kleine Herde und seiner Mission ihnen gegenüber? Konnte seine Auffassung von Wohl- anständigkeit nicht mißverstanden werden? Für die Abgeschmacktheit ihres Schulkostüms traf die Verantwortung nicht ihn, sondern ihre Eltern. Welches Recht hatte er, ihnen deshalb Vorhaltungen zu machen, und vor allem, wie sollte er das thun?

Mc Kinstrys Blickpunkt wurde bereits in einer Richtung unsern seines Standpunktes sichtbar. Wie er noch zaudernd dastand, gewahrte er plötzlich, wie Cressys zierliche Gestalt und helles Kleid aus einem Seitenwege auftauchte, welcher seinen Pfad einige Meter weiter oben durchkreuzte. Sie war nicht allein, in ihrer Gesellschaft befand sich ein Mann, dessen Arm sie offenbar eben von ihrer Taille entfernt hatte. Er versuchte nochmals, die verlorene Chance wiederzugewinnen, allein mit einer gewandten Bewegung entschlüpfte sie ihm, während ihr halb lachender, halb zorniger Protest undeutlich herüber tönte. Zwar vermochte er die Gestalt auf die Entfernung hin nicht zu erkennen, allein so viel sah er, daß es nicht ihr früherer Liebhaber Seth Davis war.

Ein überlegenes Lächeln flog über sein Gesicht; er zögerte nicht länger und nahm seinen Weg wieder auf. Eine Zeit lang sah er Cressy und ihren Begleiter ruhig vor sich her schreiten. An der Einfriedigung wandten sie sich dann plötzlich nach rechts, verschwanden auf einen Moment hinter einem Gebüsch, und im nächsten Augenblick erschien Cressy allein, welche quer über die Wiese dem Hause zuschritt, nachdem sie den Zaun überstiegen oder durch eine Öffnung hindurchgeschlüpft war. Er schritt längs dem Zaune hin bis zu dem Pfade, welcher direkt zu dem Hause führte, und öffnete die Pforte gerade, als Cressys helles Gewand hinter einer Ecke des Hauses unsichtbar wurde.

Das Haus der Mc Kinstrys erhob sich oder dehnte sich vielmehr vor ihm aus in der ganzen unschönen Einförmigkeit der landesüblichen Banwerke. Es war eine Kollektion von Gebäuden aus Brettern oder Balken, die teils verfallen, teils verlassen oder zu bloßen Nebenhäusern degradiert waren und so mit eigentümlicher Offenheit die Neigung ihrer Erbauer zum Nomadenleben erkennen ließen. Reparaturen waren vorgenommen worden, die keineswegs Verbesserungen waren und die lediglich die ursprüngliche Häßlichkeit auf einen weiteren Raum auszudehnen schienen. Die Dächer bestanden aus rohen Schindeln oder Brettern und Latten und Sparren einzelner Nebengebäude waren einfach mit geteilter Leinwand überspannt. Wie um jede Möglichkeit zu beseitigen, daß diese heterogene Masse einen malerischen Eindruck mache, hatte man ein kleines Gebäude aus Wellblech in die Mitte gesetzt, dessen einzelne Teile von außerhalb hergeschafft worden waren. Der Ranch Mc Kinstrys war dem Lehrer lange ein Dorn im Auge gewesen und noch an diesem Morgen hatte er sich im stillen darüber gewundert, wie aus dieser abscheulichen Puppe der prächtige Schmetterling Cressy hatte ausschlüpfen können. Mit der gleichen Neugierde hatte er sie eben dahin zurückflattern gesehen.

Ein gelber Hund, welcher ihn voll Zweifel darüber, wo er eintreten würde, betrachtet hatte, gähnte, erhob sich von der Stelle, wo er sich gesonnt hatte, näherte sich mit lässiger Höflichkeit und wandte sich darauf dem eisernen Hause zu, als wolle er dem Lehrer den Weg zeigen. Herr Ford folgte ihm vorsichtig, mit der peinlichen Ueberzeugung, daß sein scheinheiliger Führer nur die Gelegenheit ausnützen wolle, um ins Haus zu gelangen, und die Schuld an dem unfreundlichen Empfang auf ihn schieben würde. Seine Erwartung verwirklichte sich in der That auch schnell genug; mit den Worten: „Da ist der verdammte Hund schon wieder!“ ließ sich aus dem anstoßenden Raum eine schrille Frauenstimme hören und sein gescholtener Begleiter eilte beschämt wieder hinter ihm hinaus. Herr Ford besand sich in einem einfach ausgestatteten Zimmer, aus welchem eine offene Thür in einen andern Raum führte, und in dieser erschien nun eine Frau, welche ein Tisch Tuch vor sich hergeworfen hatte. Es war Frau Mc Kinstry; sie hatte die Ärmel an den roten, aber noch wohlgeformten Armen emporgestreckt, und wie sie so dastand und mit vorgestreckten Ellenbogen die Arme mit der Schürze abtrocknete, während die gehaltenen Fäuste sich abwechselnd erhoben, sah sie einem Faustkämpfer nicht unähnlich. Diese Ähnlichkeit wurde noch erhöht, als sie beim Anblick des Lehrers sich mit erhobenen Händen rückwärts bewegte, als suche sie einen gedeckten Standpunkt.

Kückblicksvoll zog sich Herr Ford nach der Thür zurück. „Ich bitte um Entschuldigung,“ begann er, voll Bartsgefühl die gegenüberliegende Wand anredend, „aber ich fand die Thür offen und folgte dem Hunde.“

Das ist wieder so eine von seinen Dummheiten,“ ließ sich Frau Mc Kinstry von drinnen hören. „Erst vorige Woche hat er nen Chinesen hereingelassen und bei der Hezerei nachher kroch er in den Schweinetrog. Das Beest ist wahrhaftig noch dünner wie alle andren Hunde.“ Doch nun

erschien sie mit herabgezogenen Ärmeln und glattgestrichenem schwarzen Wollenkleide, und ein mattes, aber nicht unfreundliches Lächeln umspielte ihren Mund.

(Fortsetzung folgt.)

## Prager Brief.

Eine Stunde bevor der Zug in Prag einlaufen sollte, mußte nach den Vorschriften des Kalenders die Sonne aufgehen. Aber der Morgen weigerte sich aufzuwachen, der blieb verschlafen unter der grauen Dede liegen, räkelte sich und gähnte: Frau Zeit muß am letzten Abend böß gebummelt haben, daß sie durchaus nicht aus den phantastischen Nebeln des Dämmerens heraus wollte.

So sah ich Prag nur recht teilweise. Die gewaltige Masse des Gradschin am andern Ufer der Moldau, die das künstlich gestaute Wasser zu einem gewaltig wirkenden Strom umschafft, erschien nur um die Mittagzeit entschleiert, als es der Sonne mit vieler Mühe gelang, einen runden, bleichen Goldteller in das einförmige Grau der Wolken zu brennen.

Aber was thut's! Wenn ich einsam reise, still für mich wandre, beginnt mir die Welt neu zu leben. Jedes Menschenantlitz erzählt mir seine tiefen Geschichten, seine schweren Schicksale und befreit Seligkeiten. Jede Gasse plaudert mir die wunderbarsten Begebnisse, und jedes Haus erzählt die tollsten Romane.

Soll man es glauben? Selbst der österreichische Offizier in Civil, der mit mir von Berlin aus zusammensuhr, erweckte mein Interesse. Als er von seinem jungen Weibe, das in Berlin zurückblieb, Abschied nahm, erbeute die Halle des Anhalter Bahnhof unter dem Sturm seiner Gefühle. Nicht anders, als wenn es in eine Schlacht ginge! Und die Frau lächelte traurig und schau mit den dunklen Augen und ruft ihm leise zu: „Lieb wohl, Liebling!“ Einen Offizier, den ein junges schönes Weib bei kurzer Trennung seinen Liebling zitternd nennt — laun man sich ein solches Exemplar in Preußen vorstellen? Freilich, die österreichischen Militärs unterscheiden sich von den preussischen darin, daß sie auch bloß Menschen sind und so erkennen geben, daß sie das fühlen. Mein Held trägt seinen Säbel in einer Leinwandhülle, außerdem hat er eine Reisefede und einen Lederapparat mit Kämmen und Bürsten, das ist sein ganzes Gepäck. Im Coups streckt er sich unverzüglich weit aus, hüllt sich bis über die Ohren in seine Reisefede und schläft ein. Ich hüte andächtig seine Träume; bis Prag ist er nicht wieder aufgewacht, nur in Bodenbach gab er schlaftrunken dem Zollbeamten eine mild abweisende Antwort; sein Säbel war nicht zupflichtig. Uebrigens die Menschen sehen, wenn sie schlafen, zumeist auffällig dünn aus. Und der Offizier, den die junge Frau als Liebling empfind, verblödete sogar erschrecklich. Es ist also vermutlich nur meine Eitelkeit daran schuld, daß ich niemals im Eisenbahnzuge schlafe.

Der Offizier verlor, je fester er dem Schlaf verfiel, um so mehr mein Interesse. Dafür lauschte ich der Sprache der Schienen und Räder, der Lokomotiven und Brücken. Die Eisenbahngeräusche haben ihre nationalen Verschiedenheiten. Jenseits der sächsischen Grenze begann meine Lokomotive statt zu pfeifen, zu schreien. Es waren förmlich Hilfeschreie. Und wenn es in das weite Dunkel hinaus schallte, dieses erregende „haoh, haoh“, dann glaubte ich den Geist der Nacht selbst zu hören, wie er klagte unter all der Pein der Menschengewalt.

In Prag gerate ich in die auferstehende Arbeit. In einem Caféhaus, in dem die Stühle noch übereinander geschichtet sind, finde ich Zuflucht. Und hinter den Scheiben blide ich auf das eilende Leben draußen. Zumeist sind es junge Mädchen, die ins Geschäft gehen. Zu zweien und dreien untergefaßt plaudern sie, Keines, das nicht schnell noch in der Spiegelscheibe meines Cafés die löcherreiche Brillur mustert. Einzigeunerhäftes Wesen, ein schwarzer Feuerbrand, ein stinktes Teufelchen mustert sich auffällig lange in der Scheibe. „Schad“, so ein schönes Mädchen!“ sagt der Zählkeller zu mir, indem er mich auf das Fränlein aufmerksam gemacht; seine Stimme ist schmerzlich bewegt. „Was schadet die Schönheit?“ frage ich verwundert. „Sie geht jeden Tag mit einem andren Artilleristen“ — senkt der Zählkeller. „Ach so.“ Armer schwarzer Feuerbrand! Jetzt bringst Du die Artillerie zur Explosion, übermorgen bist Du selbst ausgeglüht!

Es ist nicht leicht, sich in Prag zurecht zu finden, wenn man in Berlin auf der Schule nicht czechisch gelernt hat. Die Stadt ist in den letzten beiden Jahrzehnten völlig czechisch geworden. Eine aufwärts strebende und steigende Nation übt hier ihr Herrenrecht aus. Alle Straßenschilder sind ausschließlich czechisch, die Plakatafeln czechisch, die Schilder der Straßenbahnen czechisch, die Geschäftsschilder czechisch. Auf den Gassen hört man nur czechisch. Es giebt in Prag jetzt weniger deutsche Geschäftsbezeichnungen als in Berlin russische. Nur die vornehmsten Hotels tragen deutsche Namen. Wären die Schaufenster nicht, die verraten, was in den Läden zu verkaufen, kein un-böhmischer Mensch wüßte, wo er seine Einkäufe zu machen hat. Dabei hat das czechische Idiom die Eigentümlichkeit, daß die in ihm getauften Straßennamen immer das Gegenteil von dem wirklich bedeuten, was man in ihnen vermutet. Wenn man sich in einem de u t s c h e n Führer orientiert, so ist es unmöglich jemals zu wissen, in welcher Straße man sich eigentlich befindet. Man will beispiels-

weise zu der berühmten Straße „Am Graben“. An der Ecke buchstabiert du unter großen Anstrengungen: „Na prikopé“. Wer kommt auf die lähne Vermutung, daß das gleichbedeutend mit „Am Graben“ ist? Unsere trefflichen Prager Parteigenossen freilich, die in der Wirnis des Nationalitätenstreits das allein schöpferisch gestaltende Programm der Socialdemokratie Aug, opferwillig und unermüdet durchzusetzen bemüht sind, haben auch auf diesem Gebiet den Weg der internationalen Verständigung eingeschlagen: unser Partei-Organ haust in der Myslikova ulice. Es ist nicht schwer, in diesem Namen die deutsche Physik-Gasse zu entdecken. Sonst aber ist eine zweiseitige Wanderung in Prag wie eine Vorbereitung zu einem Examen in philologischer Interpretation.

Prag ist die Stadt der architektonischen Sagen und Märchen. Die Menschen sind nicht viel anders als in großen industriereichen Orten sonst. Die bunten Kopfstücker der vom Lande kommenden Frauen sind die letzten Reste einer Volkstracht. Die Schutzleute tragen an den steifen Filzmützen flotte, dunkelgrün schillernde Federn, und vor dem Rathaus — es sind gerade Stadtverordneten-Wahlen — stolzieren in riesenhohen Pelzmützen mit langen, blyblauen, silberglänzenden Gewehren zwei Bürgergardisten, denen das Ehrenamt zu teil geworden, die Wahlfreizeit symbolisch zu schätzen. Im übrigen entdecke ich keine besonderen Kennzeichen in der Einwohnerschaft.

Aber in den Gebäuden der Stadt wird die Geschichte wunderbar lebendig. Die zahllosen Kirchen länden stolz die ungebrochene Herrschaft der katholischen Weltmacht. Durch die Spitzbogen der Thortürme schaut man in willig verhöhlte Gassen. Hinter den mächtigen Hausthüren öffnen dunke Furgewölbe den Blick in gehobener Höfe und Gänge. Doch über dem alten grauen Prag spinnen sich bereits die Leitungsdrähte der elektrischen Bahn als Träger der modernen Zeit. Bald werden auch hier nur noch die Staats- und Prunkbauten von der Vergangenheit erzählen, die Heimstätten der Menschen aber wandern ins Gerade und Rechte, wenn Prag auch niemals die immer frischgefrischene Stadt von 20 Jahren werden wird, wie es das heutige Berlin ist.

Schon lichtet sich das alte Judenviertel. In das dumpfe, erstickende Gemäuer wehen befreiend zugleich und zerstörend die Forderungen der Hygiene und der — Begierden der Grundstückspekulanten. Auch das Prager Ghetto ist dem Abbruch verfallen, wie das in Frankfurt a. M. bereits verschwunden ist. Inbessien ein krauses Nest eng verschlungener Judengassen existiert heut noch. Und wie vor Jahrhunderten sitzen und stehen vor den schwarzen, über reichenden Gristen der Trödeläden die armeneligen Söhne und Töchter Israels — erinnern an die Zeit grenzenlosen Elends. Ihre Gesichter haben nichts von dem Reiz der Schönheit und der Jugend. Der Geist der traurigen Waren, mit denen sie handeln, hat sich in ihren Mienen eingegraben. Es sind alte modrige Kleider in dunklen Aertern, „getragene Sachen“, die zufällig Mensch werden. Dennoch knie ich erschauernd vor Eurer Höflichkeit — Märtyrer der Jahrhunderte!

Und diese Welt dumpfer, öder, verklärter Tage und niedrig qualender Sorge endigt in einem Garten voll seltsamer Weise, voll erhabenem Ernst und fast lieblicher Schönheit: der alte Friedhof, in dem die Prager Juden bis ins 18. Jahrhundert hinein des ächtenden, gelben Zeichens ledig wurden.

Zu taufenden ragen hier die verwitterten grauen Grabsteine hervor, schief, geknickt dicht nebeneinander, eine Anzahl immer wie aus einer gemeinsamen Wurzel auseinanderstrebend aufwachsend. Es wurden immer fünf Lote über einander gegraben; darin drängten sich die Male. Auf den Steinen sind Tierbilder eingemeißelt, Namen künden: Wölfe und Hirsche, ein Karpfen zeigt an, daß ein Karpeles in der Erde ruht. Zwischen den Hügeln und Steinen des Todes aber wachsen üppig die noch grünen Hollunderbüsche. Ein alter Mann sitzt zwischen zwei Steinen, in seinem Schoß ein Drahtgesteck, auf dem er die schwarz-roten Hollundertrauben lieft. Warum soll man auch nicht während des Muslochen aus den Früchten, die der Menschendünger vieler Jahrhunderte reifen ließ. Man darf nichts unkommen lassen — außer die Menschen.

Die Weltanschauung, die Prag beherrscht und die da betet zu dem allmächtigen, allgütigen und allgegenwärtigen Gott Tr i n k e t d , sorgt dafür, daß ich mich nicht zu tief in die bannende Mystik des alten Judenfriedhofs vergrabe, obwohl ich an diesem trüben Herbsttag nur der einzige Gast bin. Die Toten werden mir gegen Entree gezeigt, und ein lästiger Fremdenführer heylt mich in wenigen Minuten durch die „Schenkwirtschaften“ des Totengartens. „Deutsch oder Böhmisch?“ so beginnt der Kerl rätselhaft die Unterhaltung. Erst nach einigen Mißverständnissen begreife ich, daß er mir die Wahl der Umgangssprache freistellt. Und nun leiert er mir Deutsch, was zu wissen ich niemals begehrt. Ich Thor, warum verlangte ich nicht die bö h m i s c h e Erklärung! Dann hätte der Mann schwachen können und ich wäre durch seine Wissenschaft nicht gestört worden, die zudem längst entlarvten Schwindel mir aufreden wollte, wie etwa der Leichenstein aus dem 6. Jahrhundert, der doch nur einem Lesefehler seine Existenz verdankt und in Wahrheit dem 16. Jahrhundert angehört.

Mein Fremdenführer hat in seinem Vortrag eine fatale Tendenz. All die zahllosen armen Juden übergeht er schweigend. Aber auf „die Großen von unsern Leuten“ weist er stolz hin, die es auch

in der Ehezeit schon zu Ehren und Würden gebracht. Da ist ein laifertlicher Rat, der zu dem Hof irgend eines Habsburgers gehörte, da ein Kriegsmann, der Prag gegen die Schweden verteidigte, selbst eine geadelte Jüdin ist vorhanden; denn der Frau Hendele Schmiele's Gemahl ward von Ferdinand II. Anno 1622 zu einem von Treuenberg erhoben. Vermutlich gehören die heutigen Nachkommen der braven Hendele Schmiele's zum hochkatholischen antisemitischen Feudaladel.

Vor allem aber ist da der Grabstein eines gelehrten Rabbi, um den seine 33 Lieblingschüler gelagert liegen. Dieser Rabbi war ein Freund des großen Tycho de Brahe, der den Himmel eroberte. Des Rabbis Totenmal ist mit vielen kleinen Steinen übersät, die Zeichen der Verehrung; denn es ist eine orientalische Sitte, daß jeder, der an das Grab eines bedeutenden Mannes tritt, ein Steinchen auf das Mal legt. Eine tiefsinnige Guldigung. . . Der Ruhm steinig! —  
Joc.

### Kleines Feuilleton.

oo. Unter Spiritisten. An einem Tische der vordersten Reihe waren noch einige Stühle frei. Sie ging mit raschen Schritten darauf zu und verneigte sich leicht vor den Zunächststehenden: „Die Herrschaften erlauben wohl?“

Die „Herrschaften“ hatten nichts einzuwenden, und so ließ sie sich nieder. Es schienen übrigens wirklich „Herrschaften“ zu sein. Ein alter Herr mit einer Denkerstirn, der Doktor angeredet wurde, ein junges Ehepaar, ein elegantes ältliches Fräulein und eine Dame mit roten Haaren.

Die Rothhaarige war von sehr vornehmen Mäßen, gesucht vornehm und daher etwas zweifelhaft. Sie musterte die fremde Dame durch ihr Stielorngnon mit einem raschen Seitenblick: „Es ist voll hier, nicht wahr?“ sagte sie. „Ja, wir Spiritisten haben Zulauf.“ „Wo Zeit ist, sammeln sich die Geister“, berücherte der Doktor etwas ironisch.

Die fremde Dame lächelte anlässlich: „Wirklich, thun sie das?“ „Sie sind wohl nicht Spiritistin?“ fragte das ältliche Fräulein. „Offen gestanden noch nicht.“

„Dann liegt es bloß daran, daß Sie noch nichts erlebt haben“ — die Rothhaarige gab sich ein Air — „wenn man erst etwas erlebt hat, ist man gleich Spiritist.“

„Ach und Sie? Haben Sie etwas erlebt?“

„Fürchtbar viel! Wir haben jeden Mittwoch Sitzung, mein Dienstmädchen ist Medium und spricht! Deuten Sie nur, jetzt spricht sogar der Geist von einem Kaiser aus ihr, der Geist von Kaiser Heinrich — wie heißt er weiter?“ Sie sah das ältliche Fräulein erwartungsvoll an.

„Heinrich der Fünfte“, ergänzte die. „Ach ja, Heinrich der Fünfte, und er sagt, er liebt uns und kommt zu uns, weil wir einen Finken im Bauer haben. Gestern war er auch wieder da.“

„Wie nett“, staunte die Fremde, „kommt er mit Scepter und Krone?“

„Ja, wir sehen ihn doch nicht.“ Das ältliche Fräulein lachte. Bei manchen Medien sieht man ja die Geister, aber unfres spricht und schreibt bloß. Sie fällt in eine Art Verzückung, wissen Sie, und spricht; oder sie nimmt Papier und Bleistift und schreibt. Sie ist es aber nicht, die schreibt und spricht, es sind die Geister. Wenn Heinrich der Fünfte kommt, redet sie richtig wie ein Kaiser, so pathetisch. Nein, Sie können sich gar nicht denken, was der für schöne Reden hält.“

„Aber manchmal spricht er auch fürchtbares Blech“, gestand die Rothhaarige offenherzig.

„Na also“, sagte der Herr mit der Denkerstirne, „n Kaiser, der Blech redet, wird n schöner Kaiser sein.“

„Als ob das nicht ganz natürlich wäre!“ Das ältliche Fräulein warf ihm einen empörten Blick zu.

„Na eben!“ lachte die fremde Dame. „Warum sollte dieser Kaiser nicht auch mal Blech reden dürfen, das darf ja schließlich jeder Dienstmann.“ Dann machte sie plötzlich ein ernsthaftes Gesicht und wandte sich vollends zu dem Doktor: „Hören Sie, ich finde überhaupt, im Ansinn leisten diese sogenannten Geister etwas. Ich habe ein paar spiritistische Sitzungen mitgemacht, wir hatten ein Schreibmedium, was ihre „Geister“ schrieben, war aber meistens auch nur dummes Zeug.“

„Dann haben Sie es vielleicht nicht richtig angefangen“, sagte die junge Frau; sie hatte bisher schweigend geseßen, nun wurde sie lebhaft: „Sie haben wohl nicht gebetet und gesungen. Das muß man thun, sonst kommen nur böse Geister.“

„Das ist eine ganz schändliche Gesellschaft“, fiel die Rothhaarige ein: „Sie machen sich ein Vergnügen daraus, die Spiritisten zu äßen und zu narren.“

„Aber nicht, wenn man fromm ist“, beharrte die junge Frau. „Bei uns kommen niemals böse Geister.“

„Frau Hendrichs ist nämlich selber Sprech-Medium“, erklärte der Herr mit der Denkerstirn, „es spricht ein Geist aus ihr, der heißt Eginhard.“

„Der von Eginhard und Emma?“ fragte die fremde Dame. „Es ist ein sehr hoher Geist! Frau Hendrichs nahm eine gekränkte Miene an; sie hielt die Frage offenbar für eine Verleumdung. „Er läßt niemals böse Geister in unsern Birtel.“

„Aber woran erkennt man die bösen Geister?“ fragte die fremde Dame.

„Die thun sich schon ganz von selber kund,“ erklärte die Rothhaarige, „eben dadurch, daß sie nur Unfluth treiben.“

„Sie bieten auch niemals Gott zum Gruß,“ mischte sich Herr Hendrichs in die Unterhaltung. „Unser Eginhard sagt immer Gott zum Gruß! Die bösen sagen einfach, das wäre Mümpig.“

„Man kann sie auch beim Schreiben kontrollieren,“ meinte die Rothhaarige, „die guten Geister ziehen beim Schreiben die Vögel von rechts nach links, die bösen machen es gerade umgekehrt.“

„Und dann tragen die bösen auch keine Gewänder,“ fügte Frau Hendrichs hinzu.

„Aber die guten tragen welche?“

„Na natürlich,“ jagte der Herr mit der Denkerstirn. „Weiße Seide, eine Marl das Meter, Jandorf hat die Lieferung.“

„Herr Doktor, das ist wirklich abscheulich von Ihnen,“ entriestete sich das älteste Fräulein: „Die Geister haben wohl Gewänder, die sind aus Aether. Aber nur die guten bekommen welche, die bösen nicht.“

„Ihr armen Weibskente!“ rief der Doktor.

Das Fräulein überhörte den Spott, sie erzählte weiter: „Das Geisterreich hat mehrere Stufen, auf der untersten stehen die bösen Geister; die sehen schwarz aus, je besser und klüger aber ein Geist wird, je heller wird er: erst grau, dann lichtgrau und dann ganz weiß.“

„Mein Eginhard ist schon beinahe ganz weiß,“ rühmte Frau Hendrichs. „Er giebt uns auch lauter gute Lehren; daß mein Mann Bier trinkt und raucht, will er nicht. Er sagt, das wäre ein Laster, und wenn mein Mann es doch thut, wird er wütend.“

„Dann schimpft er mächtig,“ bestätigte Herr Hendrichs.

„Ja, er ist bald ganz weiß,“ wiederholte die junge Frau.

„Weißer sogar, als unser Finfler,“ sagte die Rothhaarige. „Der,“ sagt er, wäre noch dunkelgrau.“

„Daher redet er auch noch manchmal Blech!“

„Gewiß redet er es daher, Doktor,“ nickte das älteste Fräulein, „das habe ich ja gleich gesagt: jeder Geist redet, wie er klug ist, auch der von einem Kaiser. Gestern sagte er —“

Die Rothhaarige legte ihr die Hand auf den Mund: „Seien Sie doch stille, der Vortrag beginnt.“

### Archäologisches.

— Das Instrument, dessen sich die römischen Feldmesser zum Visiren und Ablesen rechter Winkel im Terrain bedient haben, die *Groma*, hat mit den bisher zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht überzeugend rekonstruirt werden können. Eine Beschreibung des Apparates von der Hand eines Fachmannes ist nicht erhalten, und auch die einzige bisher nachgewiesene Abbildung auf einem römischen Grabstein hat die Lösung der Frage nicht gebracht. Neuerdings ist jedoch bei den Ausgrabungen am Limes ein wohl erhaltenes Exemplar der *Groma* selbst an den Tag gekommen. Wie nun Herrmann Schöne-Charlottenburg im neuesten Jahrb. des deutschen archäol. Instituts nachweist, stimmen jene Abbildung, sowie einige literarische Angaben mit dem gefundenen Instrument so zusammen, daß man nunmehr in der Frage der Konstruktion zu einem sicheren Ergebnis und in der Frage der Handhabung zu einer sehr wahrscheinlichen Hypothese gelangt ist. Danach bestand die *Groma* aus einem eisernen Stativ, dem „*Feramentum*“ und einem Paar fest mit einander verbundener, sich rechtwinklig schneidender Lineale, der „*Stella*“, von deren vier Enden Perpendikel mit Gewichten herabhängen. Dieses Doppellineal lag mit seinem Kreuzungspunkt wagerecht auf dem Stativ und ließ sich bei senkrechter Stellung des letzteren in horizontaler Ebene drehen. Das Instrument wurde nun in folgender Weise gehandhabt: Es wurde zunächst aufgestellt, dann wurde die „*Stella*“ wagerecht gestellt und ungefähr gerichtet. Hierauf blidete der Feldmesser von einem Feld zum nächsten und winkte, sobald die beiden Perpendikel sich deckten, die Nichtlatten ein.

### Meteorologisches.

ie. Die Wetterbeobachtungen auf der Spitze des Straßburger Münsters, die seit 1892 von Professor Hergesell eingeführt worden sind, haben jetzt für die ersten fünf Jahre der Aufzeichnungen eine Verarbeitung durch Professor Hann in Wien erfahren. Die Messungen, die unmittelbar unter dem Kreuz des Münsterturms in 136 Meter Höhe durch normal aufgestellte und sorgfältig geprüfte Registrierapparate gewonnen werden, sind neben den Temperaturbeobachtungen auf dem Eiffelturm in Paris für die Kenntnis der Wärmeverteilung in den tieferen Luftschichten das wichtigste Zeugnis. Professor Hann hat besonders die Verhältnisse in den wärmsten und kältesten Monaten des Jahres, sowie in der Zeit der Tagundnachtgleichen in seine Untersuchungen hineingezogen. Die Mittelwerte der Wärmebeobachtungen zeigen, daß im Winterhalbjahr auf der Spitze des Münsterturms während des ganzen Tages eine höhere Temperatur herrscht als am Erdboden, und zur Nachtzeit ist es auf der Höhe des Turms in 136 Meter sogar das ganze Jahr hindurch um 1—2 Grad wärmer als am Boden. Bei Tage dagegen nimmt die Wärme während des Sommerhalbjahres um die Mittagszeit und in den darauf folgenden Stunden nach oben sehr rasch ab, und zwar um mehr als 1 Grad auf je 100 Meter Steigung. Der Eintritt der höchsten Tagesstemperatur erfolgt auf dem Turm um volle zwei Stunden

später als unten, und zwar ebenso im Sommer wie im Winter. Die Schwankungen der Wärme während des Tages sind oben selbstverständlich erheblich geringer. Aus diesen Ergebnissen, die durch den Vergleich der Beobachtungen auf dem Turm mit denen an der 6 Meter hoch gelegenen Universitäts-Sternwarte in Straßburg erzielt worden sind, leitet Hann einige Schlüsse von allgemeiner Bedeutung ab. Die erste wichtige Folgerung ist, daß selbst im Mittel aller Witterungszustände während des ganzen Jahres die Luftwärme in einer Höhe von 130 Metern über dem Boden in der Nacht höher ist als am Boden. Der Erdboden wirkt also zur Nachtzeit abkühlend auf eine über 130 Meter mächtige Luftschicht, ein Satz, der durch die Beobachtungen auf dem Eiffelturm bestätigt wird. Die zweite wichtige Folgerung bezieht sich auf den verspäteten Eintritt des täglichen Wärmemaximums und auf die rasche Verminderung der täglichen Wärmeschwankungen mit zunehmendem Abstand vom Boden. Jedoch gilt dies nur für die Erhebung in der freien Atmosphäre, da auf Berggipfeln der tägliche Gang der Temperatur noch fast ebenso wie an der Erdoberfläche stattfindet. Die Beobachtungen auf dem Obir in Karnten und auf dem Sonnblick haben erwiesen, daß auf den Bergspitzen selbst die geringe Bodenfläche noch dazu ausreicht, um den Eintritt der täglichen Wärme-Extreme zu derselben Zeit wie über dem Boden der Ebene erfolgen zu lassen. Auf den Bergen ist der Umfang der Temperaturschwankungen ebenfalls geringer, aber auch nicht in gleichem Grade wie bei der Erhebung in freien Luftmeer.

### Humoristisches.

— Ersah. „Die Kuh, die ich gestern von Ihnen gekauft habe, giebt ja keine Milch!“

„Aber seelengut ist und treu wie Gold!“

— Noch schlimmer. „Ist es wahr, daß die neue Oper des jungen Komponisten vom Publikum ausgepiffen wurde?“

„Das scheint ein Mißverständnis zu sein! Das Publikum hat bloß alle Melodien gleich mitgepiffen!“

— Die Dame ohne Unterleib. Schaubudenbesitzer (zu einem Schusterjungen, der ohne Bezahlung eintreten will): „Zur Kaffe, junger Herr, zur Kaffe! Jede Person zahlt nur zehn Pfennige!“

Schusterjunge: „Na, mir lassen Sie man so 'rin, Herr Direktor — ich bringe man bloß de Stiebel for de Dame ohne Unterleib.“

(„Flieg. Bl.“)

### Notizen.

— Erich Schlaikjer hat mit 1. November das Theaterreferat an unsere Blatte auf eignen Wunsch niedergelegt.

— Ein sprachliches Werk von grundlegender Bedeutung, ein dänisches Wörterbuch, das den Wortvorrat der dänischen Sprache von 1700 bis zur Gegenwart und mit Angabe des Ursprungs, der Aussprache, Bedeutung usw. jedes einzelnen Wortes enthalten soll, ist in Kopenhagen in Vorbereitung begriffen. Es wird vom Dozenten Werner Dahlerup redigiert und vom Nordischen Verlag herausgegeben.

— Vausewein hat Wolzogen zwei „Dreitkräfte“ fortgeschmuppt: Oskar Strauß und Fr. Pradsky.

— Felix Philippis Schauspiel „Das große Licht“ wird Ende November seine Erstaufführung im Schauspielhause erleben. Rosa Poppe, Matkovsky, Christian und Pöhl spielen die Hauptrollen.

— Die November-Matinee der Neuen Gemeinschaft findet Sonntag, den 3. November, mittags um 12 Uhr im Architektenhause, Wilhelmstr. 92, statt. Ansprachen werden halten Julius Hart und Felix Hollaender über „Leben und Kunst“. Zutritt frei.

— Im 2. Sinfonischen Abonnementskonzert (Dirigent: Richard Strauß) gelangen folgende neue Werke zur Aufführung: La forêt enchantée, Sinfonische Legende von Vincent d'Indy; Der Wohnwode, Sinfonische Ballade von Peter Tschaikowsky, und Dionysische Fantasia von Sigmund Hansegger.

— In der Nähe von Torreblanca (Spanien) fanden Landarbeiter 192 prächtig erhaltene römische Goldmünzen. Die Münzen lagen in einer ziemlich großen Urne und sollen der Zeit von Nero bis Hadrian angehören.

### Bücher-Einlauf.

— Gabriele Reuter: „Frauenseelen.“ Novellen. 2. Auflage. Berlin. S. Fischer.

— Margarete v. Bucholz: „Sein eigener Feind.“ Erzählung aus den Jahren 1812—18. Leipzig. Sächsischer Volksschriftenverlag.

— Gabriele d'Annunzio: „Die Jungfrauen vom Felsen.“ Roman. Berlin. S. Fischer.

— Thomas Mann: „Buddenbrooks. Verfall einer Familie.“ Roman. 2 Bde. Berlin. S. Fischer.

— Maxim Gorki: „Drei Menschen.“ Roman. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Russischen von Aug. Scholz. Berlin. Bruno Cassirer.